

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 33 (1957-1958)
Heft: 12

Rubrik: Briefe an die Herausgeber : die Seite der Leser

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



BRIEFE

AN DIE
HERAUSGEBER

Die Seite der Leser

Nochmals: Woher stammt dieses Wort?

Sehr geehrte Herren,

IN der Juli-Nummer des immer gerne gelesenen «Schweizer Spiegels» stoße ich auf Seite 89 und 90 auf eine kleine Äußerung, die mich als ehemaligen Bauer interessiert. Das betrifft den thurgauischen Ausdruck für «pflügen»: «eiere». Der Verfasser des Artikels vermutet, daß dies Wort wohl aus dem bäuerlichen Sprachschatz verschwunden sei, fügt aber gleichzeitig bei, daß auf dem Seerücken und «hinter dem Ottenberg» dieser Ausdruck noch gebraucht werde. Weiter vermutet der Verfasser, daß nur noch ältere Bauern dieses Wort brauchen und daß es wahrscheinlich in einigen Jahren ganz verschwinden werde. In Hugelhofen dagegen – das wäre also auch «hinter dem Ottenberg» – habe er schon gehört bei jungen Bauern, daß das Wort für «z Acherfahre» noch verwendet werde.

Dazu möchte ich Ihnen folgendes mitteilen: In meiner Jugendzeit war das Wort «Eiere» noch gang und gäb. Zur Zeit wird dieses Dialektwort nur noch von älteren Bauern oder von schon längst Ansässigen verwendet. Vor vielen, vielen Jahren habe ich einmal einen mir befreundeten Lehrer über die Herkunft dieses Tätigkeitswortes gefragt. Er hat mir auch keine Auskunft geben können. Auch seither habe ich nirgends eine entsprechende Aufklärung erhalten. Gewisse Zusammenhänge mit andern Wörtern, zum Beispiel Are und arbeiten scheinen doch zu bestehen. Auch sagen ältere oder eingesessene Ackerbauern, wenn sie einen Pflug oder einen Pflüger loben: «Er hat eine schöne Aar (also eine gute Arbeit) gemacht.» Auch kann ich mich erinnern, daß ich vor dem ersten Weltkrieg einen Tiroler Bauernknecht gekannt habe, der konsequent für das Wort «Pflug» das jedenfalls auch in diese Wortfamilie gehörende Wort «Arlig» verwendet hat. Viele Jahre später bin ich dann im immer wieder lesenswerten Bauernroman

von Peter Rosegger: «Erdsegen» auf die gleichen Wörter gestoßen.

Vielleicht ist es einem der Sprachgelehrten des «Schweizer Spiegels» möglich, mir nun endlich einmal diese Zusammenhänge und Herkunft dieser Wörter zu erklären.

Ich hoffe gerne, daß Sie meiner kleinen Einsendung Raum gewähren, lege Ihnen aber als vorsichtiger Thurgauer einen frankierten Retourumschlag bei.

Mit vorzüglicher Hochachtung grüßt Sie
*Ein ehemaliger Bauer aus dem obern
Teil des Bezirkes Kreuzlingen*

Sturm im Wasserglas

An die Redaktion des *Schweizer Spiegel*,
Zürich

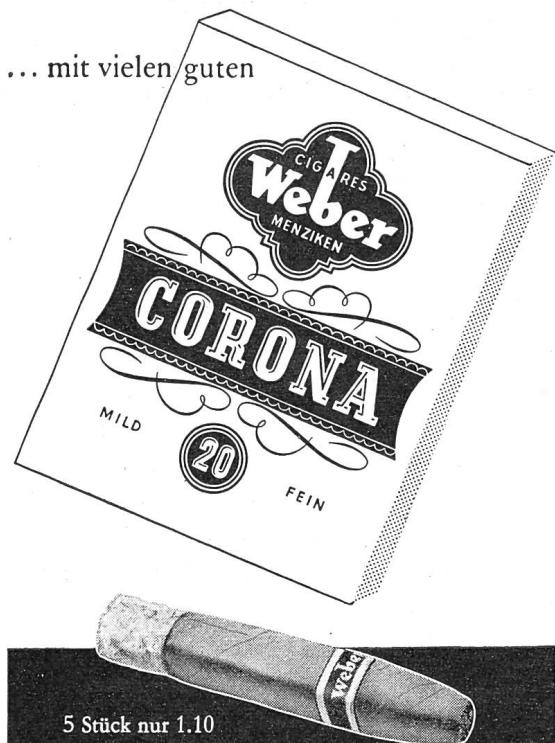
IMMER wieder weisen Sie auf kleine Schwächen des schweizerischen Lebens hin, ohne sich aber deswegen von Ihrer optimistischen Grundhaltung dem eidgenössischen Alltag gegenüber abbringen zu lassen. Vielleicht paßt deshalb das nachstehende, wahre Geschichtlein in Ihre Zeitschrift.

Vor einigen Jahren konnte man in unserem Lokalblatt oft, auffallend oft sogar, den Namen eines unserer Ortslehrer lesen. Nennen wir ihn hier Arnold Merz.

Arnold Merz war der «überaus tüchtige und eifrige Dirigent» der Blechmusik. So stand es nämlich wörtlich dutzendmale in der Zeitung, und das stimmte übrigens vollkommen. Wir wollen es nicht verhehlen, ein jeder der dreißig Bläser las diese «Eingesandt» im innern Blatteil jeweils mit einer gewissen Selbstgenugtuung, strahlte doch vom Ruhmesglanz Ihres Leiters auch stets etwas auf sie, die Spieler, über.

Da lasen sie im Montagblatt: «Gestern abend fand in der Turnhalle das traditionelle Konzert unserer Musikgesellschaft statt. Daß

Freut Euch des Lebens



sich diese Veranstaltung immer größerer Beliebtheit erfreut, geht aus der Tatsache hervor, daß nicht einmal alle Besucher im Saal untergebracht werden konnten. Mit gewohnter Pünktlichkeit konnte das Konzert beginnen. Unser überaus tüchtiger und eifriger Dirigent, Herr Lehrer Arnold Merz, wurde mit stürmischem Applaus begrüßt. Er eröffnete das sehr reichhaltige Programm mit dem schwungvollen Marsch 'Alte Kameraden', welcher das Publikum von Anfang an mitriß. Einige Besucher erklärten nachher, daß sie dieses Stück noch nie mit soviel Elan hätten spielen hören. Hierauf folgte ein feierliches Bläserspiel mit Trompetensolo, welches vom Dirigenten selbst gespielt wurde und zwar mit einer Sicherheit und Klarheit, die an Virtuosität grenzt.

So verlief das ganze glänzende Programm. Man spürte, daß Dirigent und Spieler keine Mühe scheut, um ihr Können auf dieses hohe Niveau zu bringen, und wir gratulieren dem Musikverein, ganz besonders aber seinem hervorragenden Leiter, für diese imposante Leistung.»

- Da der Musikverein im Laufe eines Jahres gar manchmal auftritt – er ist in Freud und Leid zum Spiel bereit – so kam er samt seinem überaus tüchtigen und eifrigen Dirigenten, Herrn Lehrer Arnold Merz, gar manchmal im Laufe des Jahres in die Zeitung. Und da die Blechmusikanten seit jeher bei jung und alt die volle Sympathie genießen, so schien auch jedermann damit einverstanden zu sein, daß man ihnen für ihr Mitwirken bei den verschiedenen Anlässen ein Kränzchen windet.

Aber wer war der Einsender dieser Artikel, die unsren überaus tüchtigen und eifrigen Dirigenten, Herrn Lehrer Arnold Merz, jedesmal so offenkundig hervorhoben? Für Außenstehende möchte der Vereinspräsident oder Aktuar als Korrespondent gelten. Das wäre ganz normal und natürlich gewesen, aber ausgeschlossen. Während der eine, ein urwideler Typ, über sich selber am meisten witzelte und von Lobhudeleien keine blasse Ahnung besaß, war der andere mit seinem ganzen Ich Geschäftsmann, der überall und in allem egoistisch mit dem Hintergedanken ans Geschäftlimachen spielte.

Cherchez la femme! Jawohl! niemand anders als eine Neiderin konnte es sein, die hinter dieses Geheimnis dringen wollte, mußte, kam. Das war – wer hätte das gedacht – die Frau des Kirchenchordirigenten.

«Eine solche lächerliche Verherrlichung dieses gewöhnlichen Amateurmusikers, ohne Konservatorium und ohne staatliches Diplom!» soll sie sich verschiedene Male geäußert haben.

Ein verhängnisvoller Zufall spielte ihr ganz unerwartet die ersehnte Karte in die Hände. Beide Dirigentenfrauen hatten die gleiche Putzfrau. Begreiflich, daß diese allerlei ahnte. Einmal, beim Vieruhrtee, las ihr die Frau des Chordirigenten einen solchen Artikel vor. Es handelte sich um ein Ständchen vom Sonntag Abend: «*Einmal mehr tat sich unser über ...*», nein, ausnahmsweise hieß es diesmal ganz schlicht: «*unser rühriger Musikdirigent, Herr A. Merz, hervor.*»

«Was halten Sie, Frau Huber, von dem Gerücht, das im Städtli umgeht? Es heißt doch allgemein, daß Frau Merz alle Artikel mit diesem Gerühm auf ihren Mann selber schreibt. Was, Sie wollen noch nichts gehört haben? Aber bitte, dann haben diese Leute eben Angst, Sie könnten es ihr wieder erzählen. Aber dazu halte ich meine Frau Huber für viel zu klug und ... Aber der gäbe ich gerne eine Banknote, die mir dieses Geheimnis entdeckte.»

Frau Huber meinte, sie könne sich zwar nicht an den Inhalt solcher Artikel erinnern, ihr Gedächtnis sei etwas schwach, aber man könne ja auf dem Zeitungsbüro anfragen.

«Sie gute Seele, die Redaktion hat doch Schweigepflicht, wie ein Arzt oder Advokat; das ist ja eben das Ungerechte an der Sache, daß jedermann solches Zeug an die Öffentlichkeit bringen darf, wo man doch weiß, was für einfältige Leute es gibt, die alles für bare Münze nehmen, was in der Zeitung steht.»

Frau Huber war eine Natur wie Anne Bäbi Jowäger; auch ihr Verstand reichte nicht weiter als ihre Nase. War es ein instinktiver Trieb,

pure Neugierde, oder nur der Wunsch ihrer Brotgeberin zu gefallen? Kurz, sie hatte keine Ruhe, bis sie fand, was sie suchte. In der Schreibtischschublade von Frau Merz entdeckte sie ein Heft mit losen Blättern, die ihr verdächtig vorkamen. Eiligst nahm sie das oberste Blatt, zu sich; konnte kaum den Feierabend erwarten und wandte sich dann schnurstracks zum Hause des Chordirigenten. Was sie dort überreichte, war ein Bericht über das Platzkonzert, welches am Ostersonntag, also erst in sechs Wochen, stattfinden sollte.

Und nun nahm die Katastrophe ihren Lauf. Die Empfängerin des wertvollen Corpus delicti setzte sich sofort hin, ersann drei Strophen voll beißender Ironie auf den Musikdirigenten und seine eifrige Gattin und schickte diese an das Schnitzelbank-Komitee, da die Fasnacht unmittelbar bevorstand.

Die Herren waren wirklich von allen guten Geistern verlassen, daß sie diese anonymen, offensichtlich böswilligen Verse aufnahmen. Aber eine Fasnachtszeitung muß ziehen und nimmt deshalb in der Regel keine Rücksicht auf den Betroffenen.

So konnte man dann auf einem der Fasnachtszettel ein Spottgedicht lesen, das folgendermaßen begann:

*Läuft im Land der Diktatur
Eine Wahl auf hoher Tour;
Dann wird – das weiß doch alle Welt,
Das Resultat zum voraus schon bestellt.

Läuft hier jedoch diese Methode,
So lacht sich alles schier zu Tode. –
Da lebt im Städtchen eine Fee,
Die schreibt Artikel lang vorher. –*

Zum Schluß hieß es dann:

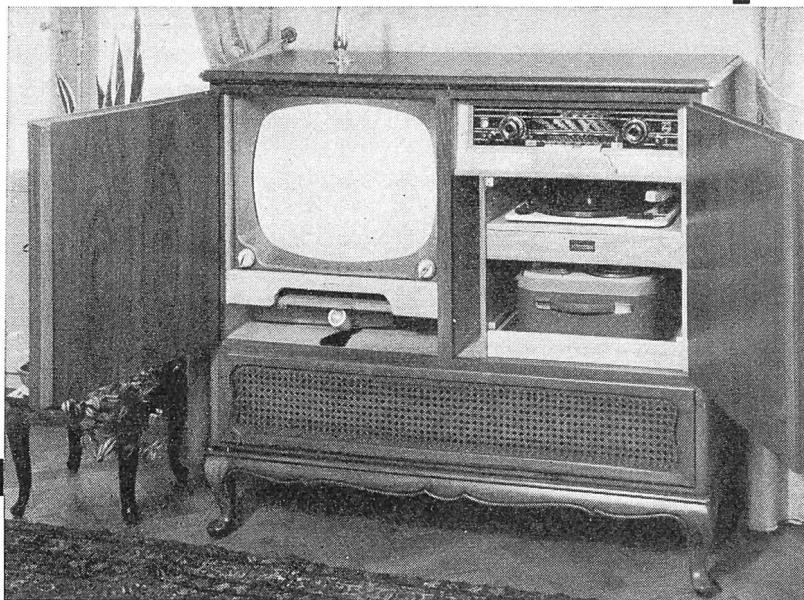
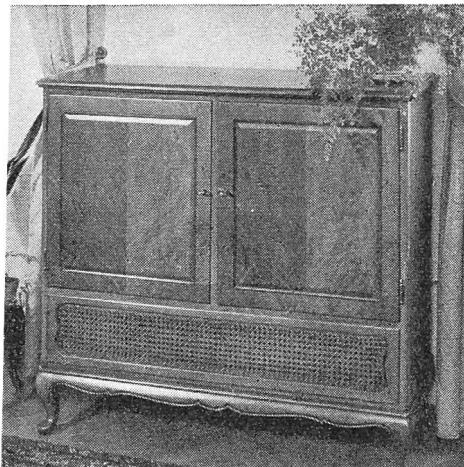
*Es ist – nun schnell die Hand aufs Herz –
Unsere bescheidene Frau ...*

Nach den Mahlzeiten, ein Gläschen

FERNET-BRANCA

Erzeugnis von Weltruf

Massarbeit



Dieses herrliche Nußbaummöbel enthält Radio, Plattenspieler, Tonbandgerät und Fernsehempfänger, also alles, was man sich wünschen kann. Dieser Schrank wurde von unseren Hi-Fi-Spezialisten nach den Wünschen des Kunden angefertigt. Verblüffend ist doch, wie diese an sich umfangreichen Apparaturen in einem Möbel vereinigt werden konnten, das knapp dimensioniert ist und nie ein Gefühl der Schwere aufkommen lässt.

Dieser kombinierte Musikschrank zeigt deutlich, auf was es unseren gewieften Technikern ankommt, wenn sie ein Tonmöbel für Sie entwerfen und bauen dürfen. Wir passen uns nicht nur der Raumgestaltung und den Raumverhältnissen Ihres Heimes an, sondern wir richten uns im technischen Ausbau streng nach den individuellen Bedürfnissen. Darum sind wir bekannt für unsere Vielseitigkeit und für die sauberer Lösungen, die wir auch bei kompliziertesten Problemen finden.

Servicedienst in der ganzen Schweiz

Zürich 1
Tel. 051/274433
Rennweg 22



RADIO-ISELI A.G. FERNSEHEN

das größte Radio- und Fernsehfachgeschäft Zürichs

Dank der Geschwätzigkeit der Putzfrau kam es bald an den Tag, wer die Verse geschrieben hatte. Und nun passierte das Erstaunliche, aber vielleicht für unser Land doch Typische: Der größte Teil der Bevölkerung hielt zu der unglücklichen Frau Merz. Plötzlich erinnerte man sich an ihre traurige Vergangenheit. Ohne Mutter, unter einem Tyrannen von Vater aufgewachsen, litt sie an krankhaften Minderwertigkeitsgefühlen und Menschenscheu. Man hatte sich deshalb tatsächlich oft gefragt, was Lehrer Merz wohl Anziehendes an diesem Mädchen gefunden habe. Schöne und weniger schöne Eigenschaften, nämlich Dankbarkeit und Bewunderung gegenüber ihrem Mann einerseits und verdrängtes Geltungsbedürfnis andererseits hatten Frau Merz nun zu diesen übertriebenen Artikeln veranlaßt. Hier konnte sie sich am Ruhme ihres Gatten sonnen und ihre ausgehungerte Seele nähren.

Noch einmal erschien ein Artikel, diesmal aber nicht unter den Lokalnachrichten, und er war ausdrücklich mit A. Merz unterzeichnet. Er verherrlichte aber nicht mehr den «überaus tüchtigen und eifrigen Dirigenten», sondern der Titel lautete: «Wesen und Aufgabe der Blechmusik.» Darin wurde mit viel Sachkenntnis auseinandergesetzt, wie sehr sich die Bläsermusik in den letzten Jahrzehnten allgemein gehoben habe. Während die Spieler früher oft einen schlechten Ruf genossen und mit Sumpfbrüdern identifiziert wurden, sei es gelungen, mit der Zeit ein künstlerisches Niveau zu erreichen.

Dieser Artikel war aber der Schwanengesang der Verfasserin, denn ihr Mann ließ sich nach all dem, was passiert war, auf das Frühjahr an eine andere Lehrstelle versetzen.

Das Platzkonzert an Ostern war seine letzte Aufführung im Ort. Es war ausgezeichnet besetzt und wurde zu einer eigentlichen Sympathie-Kundgebung für den Scheidenden und seine Gemahlin.

Die intrigeante Frau des Chordirigenten aber war so unmöglich geworden, daß sich auch ihr Mann gezwungen sah, nach einer andern Wirkungsstätte Ausschau zu halten.

* * *

Zwei Sprachen

ZWEI Sprachen, wohnen, Glück, in unserer Brust»: mit diesem abgewandelten Zitat möchte ich den Baslern zu Hilfe eilen, denen



Verlangen Sie die Schrift
«Im Dienste der Familie», die eine ausführliche Beschreibung der Vollschutz-Policen enthält und kostenlos zugestellt wird.



Gesundes **HERZ** und gute
Blut-Zirkulation
sind Voraussetzung für
WOHLBEFINDEN und

Leistungsfähigkeit

Zirkulan fördert den
Kreislauf und bekämpft
funktionelle Störungen

Heilkräuter - Extrakt

Zirkulan

Lt. Fr. 20.55, 1/2 Lt. 11.20,
in allen Apoth. und Drog.



gut beraten
prompt bedient
Postversand



der «Schweizer Spiegel» die Leviten gelesen hat, weil sie in ihrem Parlament den Dialekt nicht dulden. Ich gehöre einem Rat an, in dem meines Wissens der verehrte Herausgeber des «Schweizer Spiegels» seinerzeit den Dialekt wieder zur Würde der Verhandlungssprache brachte, und auch heute noch ist der Zürcher Gemeinderat nicht so rigoros wie die kulturbeflissen Basler und überlässt es jedem, entweder in Dialekt oder in Schriftdeutsch zu sprechen. Wir machen daraus kein Schibboleth, aber aus meinen Beobachtungen mache ich auch kein Hehl: das Schriftdeutsch ist besser geeignet für öffentliche Verhandlungen als der Dialekt. Als Präsident des Rates leitete ich deshalb sogar die Verhandlungen der Bürgerlichen Abteilung auf Schriftdeutsch.

Warum? Weil man sich auf schriftdeutsch kürzer und präziser ausdrückt und ausdrücken kann als im Dialekt. Redner, die den Dialekt wählen, geraten leichter ins Plaudern, obwohl diese Eigenschaft nicht allein an die Sprache gebunden ist. Sie formulieren auch weniger klar, weil der Dialekt als «Haussprache» zahlreiche Problemkreise unseres Lebens im Staat und in der Wirtschaft nur am Rande einbezieht; das Schriftdeutsche ist, vom Standpunkt der quantitativen Erfassung der Umwelt aus betrachtet, umgreifender und damit als Kommunikationsmittel besser geeignet. Das Schriftdeutsche ist für uns die erste «Fremdsprache». Das ist gerade ihr Vorzug. Sie gehört der rationalen Stufe im Leben an und zwingt zu einem adäquaten Verhalten. Kürzlich wohnte ich in Bonn einer Budgetdebatte bei und war überrascht, wie redselig die Parlamentarier dort waren. Für sie ist eben das Schriftdeutsche zugleich die Haussprache. Das Schriftdeutsche bei uns hingegen, in den Ratsälen und in Vorträgen, ist ein Disziplinierungsmittel: es bewahrt vor Weitschweifigkeit (da es nicht unser dauerndes Idiom ist) und hebt die Deutlichkeit des Denkens (da es, für uns, die Sprache der Rationalität ist).

Das alles hat mit einer sprachpolitischen «Entscheidung» nichts zu tun. Wir finden die beiden Sprachinstrumente vor und sollen jeweils das passende wählen. Alle Schriftstücke sind in der Hochsprache geschrieben. Solange man den Dialekt nicht zur Allgemeinsprache entwickelt, ist alles Reden im Dialekt auf Grund und unter Verwendung von Schriftlichem eine zusätzliche Übersetzungsaufgabe. Das Ergebnis ist schlecht, muß schlecht sein.

Aus meiner Erfahrung kann ich sagen, daß es viel schwieriger ist, einen Vortrag in Dialekt (in syntaktisch-philologisch einigermaßen tragbarem Dialekt) zu halten als in Schriftdeutsch. Für viele Themen ist übrigens der Wortschatz des Dialekts einfach zu dünn. Beim Lesen geht es ähnlich. Einen Aufsatz in Dialekt lese ich gewöhnlich nicht, weil es eine Mehrarbeit erfordert, deren Sinn mir nicht einleuchtet.

Ist damit eine Geringschätzung des Dialekts ausgedrückt? Nein. Die Bestrebungen des «Schweizer Spiegels» richten sich, soweit ich sehe, nicht auf folkloristische Garnituren, sondern auf die staatspolitische Besinnung, die Bewahrung der schweizerischen Eigenständigkeit, die Pflege des nationalen Kulturbewußtseins. Ob in den Ratsälen Dialekt gesprochen wird oder nicht, ist eine sehr sekundäre Frage, die allein nach dem Grundsatz der Zweckmäßigkeit beantwortet werden sollte. Maßgebend jedoch ist, daß bei uns die Sprache nie als soziales Scheidemittel wirkt. Solange also Generaldirektoren und Professoren außerhalb ihrer «offiziellen» Tätigkeit im Verkehr mit den Kollegen, den Mitarbeitern, der Familie den Dialekt anwenden und nie auf den Gedanken kommen, sich als Angehörige einer «Oberschicht» durch das Schriftdeutsche abzusondern, besteht weder eine Sprachgefahr noch eine Sprachgefährdung. Das Fehlen jeder sozialen Sprachgrenze ist einer der Bausteine zum größten Kunstwerk, das unser Land nach den Worten Dr. Guggenbühls hervorgebracht hat: zu unserem Staat.

Ernst Bieri

Ein seltsamer SAFFA-Stand

Sehr geehrte Herren,

VIELE tausend Menschen werden die SAFFA 1958 besuchen. Wie mancher Besucher wird wohl vor jenem bescheidenen, unauffälligen Stand stehen bleiben, der mit «Fraternité St. Martin» überschrieben ist? Die säuberlich geordnete Auslage handgemachter Hemden, Wäsche und Tücher wird mitten in den vielfältigen Attraktionen der Ausstellung am Zürichsee kaum besondere Beachtung finden. Und doch verbirgt sich hinter diesem Stand ein Geheimnis, eine rührende Geschichte, die – besser und deutlicher noch als alle Ausstellungshallen – Zeugnis ablegt von der mühsamen, stillen und

Sicherheitshalber
für die Reise
immer

AMERICAN EXPRESS TRAVELERS CHEQUES

Eine Wohltat für die Füße

GEHWOL Flüssig

hilft gegen schmerzende und überanstrenzte Füße, Fußbrennen, Fußschweiß und Fußjucken. Es schmiert und fettet nicht, dringt schnell in die Haut ein.

GEHWOL Balsam

hält die Füße trocken und geruchlos, macht sie frisch, sorgt für gute Durchblutung und normalisiert die Schweißabsonderung.

GEHWOL Fußcreme

hat sich seit über 70 Jahren bei starker Beanspruchung der Füße, bei Wandern, Märschen und Strapazen bewährt, verhütet Blasenlaufen.

Gratismuster franko und unverbindlich durch La Medicalia, Casima (Tessin)

**Wir
behandeln
mit Erfolg**

Müdigkeitserscheinungen
Rheumatismus
Kreislaufstörungen
Nervenentzündung
Nervenschwäche
Herzbeschwerden
Darm-, Magen-, Leber-
und Gallenstörungen

Sennrüti

Degersheim/SG

Leiter und Besitzer:
F. Danzeisen-Grauer
Tel. (071) 5 41 41
Ärztliche Leitung:
Dr. M. von Segesser
Tel. (071) 5 41 49



**Resano-
Graubensaft**

**Ihrer Gesundheit
zuliebe!**

Zu beziehen durch: Mineralwasserdepots
Hersteller: Brauerei Uster



fruchtbaren Arbeit einiger unbekannter Schweizerfrauen.

Die Bébé-Wäsche, Hemden und Unterkleider, die am Stand «St. Martin» angeboten werden, wurden allesamt von ehemaligen Prostituierten genäht! Wie in allen größeren Städten unseres Landes, erscheinen auch in der Lausanner-Altstadt allabendlich zu später Stunde jene grell geschminkten Frauen, welche – von den Behörden widerwillig geduldet und von den sogenannten anständigen Bürgern verachtet – ihren Leib an haltlose Männer feilbieten. Einige mutige Lausanner Frauen beschlossen eines Tages, zusammen mit den beiden protestantischen Kirchen, so könne das nicht weiter gehen. Schamhaftes Schweigen oder gar offene Verachtung hülften dem Übel nicht ab, und schließlich seien diese von der Gesellschaft ausgestoßenen Frauen auch Geschöpfe Gottes, die häufig vielleicht gar nicht so viel schlechter seien, als ihre Schwestern, welche den Weg in ein geordnetes Eheleben gefunden haben. Das war im Jahr 1926. Und seither?

Heute formen rund 20 Familienmütter aus allen Schichten, Pfarrer Gaillard und eine dreißigjährige Sozialassistentin die Fraternité St. Martin. Sie versuchen, etwas für die Prostituierten zu tun.

Die Frauen der Fraternité gehen abends oft in die Cafés des Milieu, in gewisse elegante Bars – und suchen im Gespräch Kontakt. Weit aus häufiger ist jedoch der Fall, wo die Prostituierte selbst eines Tages aus freiem Willen in der Permanence der Fraternité oder an der Wohnungstür eines Mitgliedes erscheint. «Ich halte dieses Leben nicht mehr aus, helfen Sie mir...» Das sind in 99 Prozent aller Fälle die ersten Worte.

Auch Marianne X., eine von Hunderten von Frauen, die seit 1926 bei der Fraternité Zuflucht suchten, steht eines Abends mit diesen Worten vor der Tür der Familie Gaillard. Sie ist 22jährig, recht hübsch, elegant gekleidet. Seit mehreren Wochen lebt sie auf der Straße. Ihr Zimmer konnte sie seit langem nicht mehr bezahlen, und deshalb sucht sie sich allnächtlich einen Mann, mit dem sie dann in einem Hotel oder einer Privatwohnung die Nacht verbringt. Geregelte Arbeit hat sie keine – dafür trinkt sie, um «sich Mut anzutrinken und den dégout zu vergessen», wie sie sagt. Frau Gaillard macht Vorschläge, versucht langsam das Vertrauen Mariannes zu gewinnen. Der Vater beging Selbstmord als Marianne 15jährig war,

die Mutter starb zwölf Jahre zuvor. Vor der zweiten Frau des Vaters hat Marianne Angst, sie flieht und wird in eine Anstalt eingewiesen. An ihrem 17. Geburtstag wird sie vom Briefträger des Ortes, in den sie sich verliebt hat, verführt, und als sie entdeckt, daß ihr Liebhaber verheiratet und Familievater ist, bricht ihre Welt zusammen. Verschiedene «Freunde» nehmen sich im Laufe der Jahre ihrer an – bis sie endlich ganz verlassen und ohne Halt auf die Straße geht. Mit Frau Gaillard geht Marianne zum Arzt, und nach erfolgreicher Abstinenzkur findet sie im Atelier der Fraternité regelmäßige Arbeit.

Das Atelier ist die originellste Schöpfung der Fraternité. Die Frauen von St. Martin treffen sich, soweit es ihnen ihre Familienpflichten erlauben, reihum mit den Mädchen. Seit 1950 sind immer rund 80 Personen eingeschrieben. Unter kundiger Leitung wird genäht, geschneidert, gestrickt und geschnitten – und so entstehen jene Modelle, die an der SAFFA in Zürich angeboten werden. Viele von ihnen legen ihre alten Gewohnheiten nur langsam ab, einige fallen immer wieder in den alten Tramp zurück – doch für die Mehrzahl bedeuten diese im offenen, ungezwungenen Gespräch verlebten Arbeitstage die Rückkehr in ein anständiges, neues Leben. Zwang gibt es auch im Atelier keinen – so wird insbesondere nicht kontrolliert, was die Arbeiterin des Nachts tut. Sie kommt und geht nach freiem Willen. Das Atelier ist in seinem Wesen nur als ein Durchgangsort gedacht. Nach einigen Wochen, Monaten, für manche sind es zwei bis drei Jahre, versuchen die Mädchen mit Hilfe der Frauen von St. Martin eine Stelle in einer andern Stadt zu finden. Rund die Hälfte von ihnen heiraten, lernen lieben und vergessen.

Man schätzt die Zahl der Prostituierten in Lausanne auf 500, in den andern Städten ist die Zahl ebenso beunruhigend groß. Es stellt sich deshalb die Frage: Was kann die Gesellschaft gegen die Prostitution tun? Die Antwort muß lauten: Gegen die Prostitution kann die Gesellschaft nicht viel unternehmen, aber sehr viel für die Prostituierten. Strafrechtliche Verurteilung und administrative Anstaltseinweisung helfen zwar nach unsrern Erfahrungen sozusagen nie, im Gegenteil: das Gefühl der Ächtung wird in der Prostituierten nur verstärkt. Gerade hier müssen wir umdenken lernen und der gefallenen Frau nicht mit unserer Verachtung, sondern mit offenem Herzen begeg-



So sprudelnd wie ein Wasserfall,
so lauter wie ein Bergkristall
und mineralisch quellenrein
kann einzig ELMER-CITRO sein!



2

Elmer-Citro



Sie alle, die Sie an nervösen Störungen leiden, wie Herzklopfen, Nervosität, Schlaflosigkeit, an Blutdruck- oder Kreislauf-Beschwerden, nehmen Sie Zuflucht zu «Zellers Herz- und Nerventropfen», dem heilkraftigen, absolut unschädlichen Pflanzenpräparat. - Ein Versuch überzeugt! Fl. à Fr. 2.90 u. 6.80, Dragées à Fr. 3.40. In Apotheken und Drogerien. Ein Qualitätsprodukt von

**Max Zeller Söhne AG
Romanshorn**

Hersteller pharm. Präparate seit 1864.

Vor und nach dem Essen

UNDERBERG
nicht vergessen!

BUFFET

H B

ZURICH

R. Candrian-Bon

schnell serviert –
gut bedient



Fortus-Voll-Kur belebt Temperament und die NERVEN

Gegen die Schwäche der Nerven und bei Funktions-Störungen eine Kur mit Fortus. So werden die Nerven bei Sexual- u. Nervenschwäche, bei Gefühlskälte angeregt, und das Temperament wird belebt. **Voll-KUR** Fr. 26.—, Mittelkur Fr. 10.40. Proben Fr. 5.20 u. 2.10. Erhältlich bei Ihrem **Apotheker** und **Drogeristen**, wo nicht, durch Fortus-Versand, Postfach, Zürich 1, Telephon (051) 27 50 67



nen. Eine solche Frau, die heute ein neues Leben beginnen will, aus eigenem Antrieb, scheitert in zahlreichen Fällen an der Verachtung der sogenannten anständigen Leute. Oft wird sie, wird ihre Vergangenheit entdeckt, vom Arbeitsplatz gewiesen, ihr Zimmer wird ihr gekündigt oder sie bleibt menschlich dermaßen isoliert, daß sie trotz allem, die Rückkehr in die merkwürdig kameradschaftliche Atmosphäre ihres Milieus ihrem neuen Leben vorzieht.

Hans Ziegler, Genf

Guter Mond, du gehst so stille . . .

IN der Julinummer des «Schweizer Spiegel» schreibt ein Zeitungsmann, er könne manchmal «erst mit dem Monde zu Bette gehen» und meint damit den frühen Morgen. Wahrhaftig, in unserer Stadtkultur ist der (natürliche) Mond nur noch ein sagenhafter Himmelskörper, welcher der Einfachheit halber nachts mit den Sternen scheint. Im Verhinderungsfalle helfen uns ja die Straßenlampen, und so ist es durchaus möglich, daß wir den Irrtum jahrelang nicht merken!

Fritz Büchel

Auch das Kind braucht Privateigentum

An die Redaktion des Schweizer Spiegel, Zürich

MIT großem Interesse habe ich den Artikel «Erziehung zur Selbständigkeit» von Herrn Dr. Wolfensberger gelesen. Zu dieser Erziehung gehört auch die Schaffung eines richtigen Verhältnisses zum persönlichen Eigentum. Dieses Ziel wird aber sehr oft vernachlässigt.

Bis vor kurzem hütete ich die süßen Schätze unserer drei größeren Kinder von drei, fünf und sieben Jahren selber. Ich verteilte davon, wann und wieviel mir angemessen erschien. Doch dieses System befriedigte mich immer weniger, nicht nur wegen der Reklamationen wie: «Vo dere Schoggi han ich fascht nüüt ghaa».

Nein, es wurde mir klar: So lernen die Kinder selber nie einteilen. Sie verlegen sich aufs Betteln, bis die Mutter weich wird oder ihr Nein kategorisch klingt.

So holte ich an einem stillen Nachmittag

drei leere Ovomaltinebüchsen, beklebte sie in verschiedenen Farben, so daß der dreijährige Thomas sie auseinanderkennt. Jedes süße Päcklein wird sofort verteilt.

Das System bewährt sich. Die Kinder beginnen die verschiedenen Möglichkeiten zu entdecken. So kommt Martin aus der Schule heim und bringt seine Freundin mit: «I möcht em Martheli öppis us miner Büchs gäh.»

Dann wieder sitzen die Drei um den Stubentisch und treiben Tauschhandel. Ich erhalte interessante Einblicke in die verschiedenen Weisensarten. So lebt unser Thomas gern recht gut, wenn süßer Nachschub erfolgt ist. Dafür starrt er am andern Tag trostlos auf den Boden der Büchse. «Du dumme Dubel, du muesch halt nöd als aufs Mal ässe», wird er vom großen Bruder belehrt. Er erhält aber doch etwas. Daraufhin will sich das Schwesterchen nicht lumpen lassen. «Aber 's nächscht Mal gits dänn nüüt meeht, verstande?»

Bis heute konnte ich noch keinen Übergriff auf fremdes Gut beobachten. Dieses Vergehen würde von den Kindern wohl noch strenger geahndet wie von uns Eltern.

Schon das kleine Kind erwartet – besonders in einer größeren Familiengemeinschaft – daselbe, was der erwachsene Bürger vom Rechtsstaat. Die Respektierung seiner privaten Sphäre ist schon ihm wichtig. Dazu gehört der persönliche Besitz. Er wird ängstlich vor den Geschwistern gehütet. So fand ich in den Kleiderkästen immer wieder Farbstifte und Hühnerfedern zwischen den Strumpfhosen, Schrauben und Schneckenhäuschen unter den Leibchen. Ich wurde ärgerlich: «So versorgt doch eure Sachen im Spielzeugkasten!»

«Dort brauchen sie die andern, und ich finde sie nicht mehr.»

Etwas mußte geschehen. Heute besitzt jedes Kind im Spielzeugkasten seine Schublade. Der Schlüssel dazu hängt im Schlafzimmer über dem Kopfende des Bettes. Hoffen wir, er werde weiterhin von den andern so respektiert wie die Büchsen in der Küche!

Nun wäre es leicht übertrieben, zu behaupten, bei uns herrsche seither Paradiesesfriede. Doch ist schon ziemlich viel Konfliktstoff aus der Welt geschafft.

Die Kinder haben zu manchen Dingen, seit sie ganz vor fremdem Zugriff sicher sind, eine neue Beziehung gewonnen. Die Sachen werden ihnen lieber, sagen ihnen mehr wie vorher.

In ganz optimistischer Stimmung erhoffe ich von dieser Einrichtung einen fördernden Einfluß auf den Respekt des erwachsenen Menschen vor dem schmalen Gärtchen privater Sphäre ums Haus jeder Persönlichkeit.

Dr. med. Leni Ramsler, Niederuzwil

Trichloräthylen ist nicht ganz harmlos

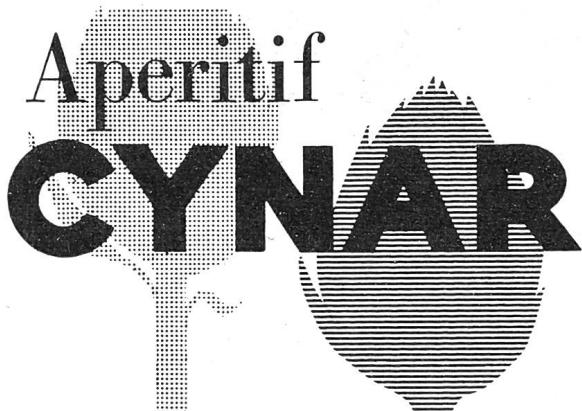
An die Redaktion des Schweizer Spiegel

Sehr geehrte Herren,

AUF Seite 59 der August-Nummer empfiehlt eine Einsenderin Trichloräthylen zum Entfernen von Flecken, die durch Schuhwichse entstanden sind. Die Verfasserin schreibt, diese Substanz sei ganz ungefährlich. Das ist aber nicht ganz richtig. Zwar ist Trichloräthylen nicht feuergefährlich, seine Gase und Dämpfe sind aber giftig.

Mit freundlichen Grüßen

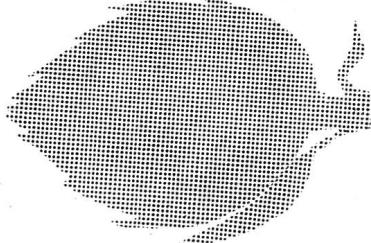
Dr. Otto Sägesser, Langenthal



aus
Artischocken
hergestellt

leicht und
fein
sec oder mit
Siphon

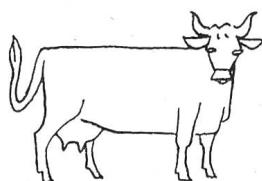
etwas für
aktive
Männer



Die Natur lässt sich
nicht nachahmen

Jeder Versuch dazu beweist die Ueberlegenheit des Naturproduktes. Wer Sinn für das Echte und Edle hat, liebt unverfälschtes Leder: Lacar-Rindleder. Es besitzt noch die natürliche Struktur der Tierhaut mit ihren reizvollen Unregelmässigkeiten.

Lacar-Rindleder, in den neuesten Farben erhältlich, ist abwaschbar, schwissecht und färbt nicht ab.



Für Ihre Sicherheit:
die rotweisse Etikette

MAX GIMMEL AG. GERBEREI, SEIT 1848